



# Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 18. APRIL.

## Vaterländisches.

Freiherr Hans Kaszianer im Türkenkriege.

(Fortsetzung.)

Außer Ludwig Pekry wandte sich bald darauf auch der Ban von Croatien, Johannes Torquatus, Graf von Corbey, an den Feldhauptmann Kaszianer, ihm meldend: er erfahre durch Kundschafter, daß ohne Zweifel in den nächsten Osterfesttagen ein starkes Türkenheer mit Bombarden u. a. andern schweren Geschütz gegen Krain heranziehen werde; außer den Paschen von Bosnien und Mostar sollten noch fünf andere in das Land kommen, um ganz Croatien zu besetzen.

Kaszianer erkannte wohl allerdings auch, daß Ferdinand's Partei in Slavonien und Croatien durch die Macht der Türken leicht werde unterdrückt werden können. Allein Mangel an Geldmitteln und Kriegsvorrath und die Schwäche seiner sehr vertheilten Kriegskräfte machten es ihm unmöglich, nach allen Seiten hin die verlangte Hilfe zu senden. Ueberdies war auch Croatien so verwüstet und verheert, und seit längerer Zeit von allen Mitteln zum Unterhalt einer stärkeren Truppenmacht so entblößt, daß sich eine solche schwerlich dort lange erhalten konnte.

Mittlerweise unterlag im October das westliche Ungarn einer neuen schweren Verwüstung. Zapolya hatte den Sandschak-Bég von Semendria, Mohamed, und den Sandschak-Bég der Herzegowina, Murad, von neuem gegen Ferdinand's Anhänger zu den Waffen aufgerufen.

Ein türkischer Heerhaufe von 25,000 Mann setzte über die Una, den Gränzfluß zwischen Bosnien und Croatien, fiel verwüstend und verheerend in das Letztere ein und führte eine große Zahl von Bewohnern hinweg, während eine andere stärkere Streitmasse nördlich hinauf bis nach Pesth und Preß-

burg, in die Thäler der Waag und Neitra vordrang, wo sie ohne Schonung selbst gegen Zapolya's Anhänger, wie die Berichte sagen, so viele Gefangene hinwegschleppte, daß ihr die Stricke zum Binden fehlten. Sie würde noch weiter fortgeführt seyn, wenn nicht die Nachricht gekommen wäre, daß eine starke Streitmacht des Königs Ferdinand im Anzuge sey. Sie kehrte daher bei Preßburg wieder zurück, nachdem sie das Land über zwanzig Meilen weit und breit so furchtbar verödet, verheert und verzehrt hatte, „daß“, wie ein Bericht sagt, „daselbst nichts weiter als das bloße Erdreich geblieben ist.“ Die Gesamtsumme der weggeschleppten Gefangenen, die zum Theile nachher ermordet wurden, soll sich auf 30,000 Menschen belaufen haben, so daß in den Umgegenden von Preßburg, Tyrnau, Senta, Freistadt, Zopoldsan und dort umher kaum noch eine menschliche Seele mehr zu finden war. Erst als das Land wie eine wilde Einöde da lag, kehrte das raubgefättigte Kriegsvolk in seine Heimath zurück.

So näherte das Jahr 1530 seinem Ende, ohne daß durch alle Fehden und Kämpfe, womit das Land fort und fort in allen Richtungen heimgesucht worden war, für die eine oder andere Partei irgend besondere Erfolge gewonnen wurden. Nur des Kaszianer's Waffen war es geglückt, dort die Anhänger Zapolya's zu verdrängen und eine Anzahl der dortigen Städte für Ferdinand's Herrschaft zu erobern. Dieser Gewinn galt ihm für das Wichtigste, und um ihn festzuhalten, konnte er sich nicht entschließen, seine Streitkräfte durch Absendung eines Hilfsheeres nach Croatien zu schwächen, viel weniger sich selbst mit seiner ganzen Streitmacht dorthin zu wenden. Es fehlte überhaupt den Hauptleuten und Anhängern Ferdinand's, wie an den nöthigen Streitkräften, so auch an einem festen Plane und einmüthigen Zusammenwirken. Kein Wunder also, wenn manche von ihnen je mehr und mehr entmüthigt

wurden und der Mißmuth unter ihnen selbst Mißtrauen erweckte.

Mittlerweile aber hatten beide streitenden Könige unter der Vermittlung des Königs von Polen sich über einen Waffenstillstand vorläufig auf drei Monate, und bald darauf auf ein Jahr bis zu Ende des Aprils 1532 vereinigt, laut dessen jedem sein gegenwärtiger Besitzstand verbleiben, und keiner des andern Unterthanen weiter gefährden oder beschaden sollte. In Croatien waren schon zuvor die Häupter der Parteien des fruchtlosen, für das Land verderblichen Kampfes so müde und sehnten sich so sehr nach Ruhe und Erholung, daß sie auf eigene Hand sich gegenseitig vereinigt hatten, ihren Feinden ein Ende zu setzen. Also ging nun das Jahr 1531 für den größten Theil von Ungarn in einer gewissen Ruhe vorüber, freilich nur in einer Stille, die von mehreren Seiten her mit neuen Gewittern drohte.

Der Feldhauptmann Ragianer verschwindet fast ganz in der Geschichte des Jahres 1531. Ein Mann des Schwertes und des Kampfes, tritt er jederzeit zurück, sobald dem Frieden ein Wort gesprochen und dem Kriege Ruhe geboten wird. Aber er erscheint dann immer wieder auf der Bühne des geschichtlichen Lebens, sobald es die Entscheidung des Schwertes gilt. Und solche galt es von neuem im Verlaufe des Jahres 1532, denn die Friedensverhandlungen zwischen Ferdinand und Zapolya waren ohne Erfolg geblieben, und der Sultan erfüllte sein drohendes Wort. Schon im Frühling erscholl die Nachricht: der Großherr rüste sich mit einer außerordentlichen Macht, um in Ungarn einzufallen, das ganze Land seinem Gebote zu unterwerfen und den Halbmond dann weiter bis nach Deutschland zu tragen; die Donau sey bereits mit einer großen Zahl feindlicher Fahrzeuge weit und breit bedeckt; wie kaum je zuvor werde der Türke diesmal im Kriegsfelde erscheinen. An den Gränzen Oesterreichs und Italiens gerieth auf diese Kunde Alles in Angst und Schrecken.

Bald darauf, nachdem Alois Gritti als Generalcapitän mit 8000 Kennern und Brennern vorausgeeilt war und Gran belagerte, brach auch der Sultan selbst mit einer Streitmacht von 200,000 Mann, worunter 12,000 Janitscharen, 20,000 geregelte Reiterei und 16,000 Kenner und Brenner, nebst 3000 Feldstücken, von Constantinopel auf. Am 14. Juni stand er mit seinen Streitschaaren bei Belgrad; Ibrahim war zehn Tage vorausgezogen, um das Geschütz und Proviant auf Donauschiffen voranzuführen. Der Krieg sollte, wie der Sultan

offen erklärte, nicht sowohl dem römischen König Ferdinand, als vielmehr dem Kaiser Carl V. gelten, denn jenen betrachtete er nur als Kaiser Carls Statthalter, diesen erkannte er in seinem Stolze für den einzigen Herrscher, den er seines Kampfes würdig finde, obgleich er ihn nicht Kaiser, sondern bloß König von Spanien nannte.

Man beeilte sofort auch im deutschen Reiche außerordentliche Rüstungen. Der Papst verbieth auf eigene Kosten 10,000 Mann zu Ferdinand's Dienst zu stellen. Der Kaiser erbot sich 30,000 Mann zu Ross und Fuß zu senden. Aus Böhmen sollten 40,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reiter im Felde erscheinen. Auch die nieder- und oberösterreichischen Erblande versprachen eine möglichst starke Kriegsmacht kriegsfertig auszurüsten. In Niederösterreich war deshalb der Bischof von Laibach, Christoph Rauber, vom römischen Könige zum Statthalter ernannt worden. Er fand für notwendig, für die Macht des christlichen Schwertes gegen den Feind der Christenheit auch die Beihilfe des Himmels zu ersuchen. Wie demnach an mehre Andere, so erging auf des Bischofs Rath vom römischen Könige auch an den Landeshauptmann Johann Ragianer der Befehl, in seinem Gebiete mit Beihilfe der Geistlichkeit öffentliche Gebete zu veranstalten, um beim Heranzuge des Christenfeindes durch des Himmels Macht die schwere Gefahr abzuwenden.

Mittlerweile war die gewaltige Streitmacht des Sultans bei Belgrad, wo sie noch durch 15,000 Tataren verstärkt ward, zum Theil über die Donau gegangen, zum Theil wälzten sich die wilden Schaaren in Syrmien und Slavonien von Stadt zu Stadt.

Lange wußte man nicht, wohin der Sultan seinen Zug richten werde, und welches sein Ziel seyn sollte. Erst von Essel aus erließ er am 17. Juli ein Schreiben an König Ferdinand, worin er ihm anzeigte, daß sein Kriegszug nicht sowohl ihm, als dem Kaiser Carl gelten solle.

Da sich mittlerweile die Reichsmacht unter Carl's und Ferdinand's Führung bei Wien versammelte, wo bald gegen 80,000 Mann Fußvolk und 6000 schwer bewaffnete Reiter im Lager standen, da man erfuhr, daß der Sultan kein Belagerungsgeschütz mit sich führe, und es also auf keine Belagerung irgend einer Stadt, sondern mehr auf eine offene Feldschlacht abgesehen sey, so glaubte man allgemein, bei Wien werde die Entscheidung gegeben werden sollen, zumal als man die Nachricht erhielt: Des Sultans Plan sey, Wien in der Ferne mit 40,000 Mann von allen Seiten her so einzuz-

schließen, daß sich mit dem dort bereits versammelten Heere keine weitem Hilfsvölker verbinden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

### Das Bild Hymens.

David Teniers, der berühmte niederländische Maler (geboren zu Antwerpen im Jahre 1610), hatte in seinen ersten Jugendjahren mit Noth und Mangel zu kämpfen. Er mußte oft nach Brüssel und Amsterdam wandern, um seine und seines Vaters Gemälde zu verkaufen. Sein Talent schwankte lange zwischen großen religiösen Gemälden und kleinen Genre-Bildern, bis er endlich von dem kunstliebenden Erzherzoge Leopold, welcher den jungen Künstler im Atelier seines großen Meisters Rubens kennen gelernt hatte, zum Hofmaler ernannt wurde.

Nachdem auf diese Weise seine Zukunft gesichert worden war, sorgte der Zufall durch ein kleines Abendfeuer auch für das häusliche Glück des Künstlers. Ein am Hofe des Erzherzogs lebender Cavalier, welcher sich vermählen wollte, bestellte bei Teniers ein Bild des Hymen. Teniers lieferte ein Meisterwerk; sein Hymen hatte die Grazie, welche den Gemälden Albano's eigen ist, und ein Colorit, wie es der Pinsel eines Rubens auf die Leinwand zauberte. Auch die Hochzeitsfackel war nicht vergessen, sie leuchtete auf dem Bilde im schönsten Glanz. Am Abend vor der Vermählung rief Teniers den Cavalier in sein Atelier, und zeigte ihm frohlockend sein eben vollendetes Gemälde.

Sie haben Ihre Aufgabe schlecht gelöst, sagte der Cavalier mit unzufriedenem Kopfschütteln; ich habe einen bessern Begriff von Hymen; ich sehe ihn heiterer, frohlockender. Es fehlt diesem Gesicht ein gewisser Zauber, den ich nur empfinden, nicht mit Worten ausdrücken kann.

Teniers faßte sogleich seinen Entschluß. Sie haben Recht, sagte er, daß Sie mit meinem Bilde nicht zufrieden sind; die Farben sind noch nicht trocken, sie gewinnen aber, wie die aller großen Meister, wenn sie älter werden. Soll ich Ihnen das Bild in einigen Wochen wieder zeigen? Sie vermählen sich morgen, und haben daher mehr zu thun, als den Hymen im Bilde zu betrachten. Verlassen Sie sich auf mein Wort, wenn Sie das nächste Mal finden, daß ich mich geirrt habe, so verzichte ich auf jeden Lohn.

Gegen diesen Vorschlag ließ sich nichts einwenden. Der Cavalier ging zu seiner Verlobten. Es war eine seltene Schönheit, würdig des Pinsels eines Murillo oder Rubens; aber sie war eine phlegmatische Flämänderinn, und der schlaue Te-

niers rechnete darauf, daß der neue Gemahl den Hymen bald mit andern Augen betrachten werde, sobald er ihn nur erst von mehreren Seiten kennen gelernt habe. Nach drei Monaten endlich brachte er ihm das Gemälde.

Sie haben Recht! rief der junge Ehemann, nachdem er das Bild betrachtet hatte; die Zeit hat Ihre Farben außerordentlich verschönert. Kaum erkenne ich Ihren Hymen wieder! Es sollte kein Maler ein so eben vollendetes Gemälde zeigen. Wie unendlich haben diese Farben an Frische und Leben gewonnen! wie viel heller leuchtet jetzt die Fackel! Ich möchte fast behaupten, daß Ihr Bild zu sehr an Grazie und Schalkhaftigkeit gewonnen. Sie werden selbst gestehen, daß dieser Kopf eher einem Amor, als dem ernstern Hymen gehört. Das Auge ist zu feurig, der Mund zu schalkhaft. Hymen ist vor Allem ein bedachtsamer Gott; je mehr ich ihn ansehe, desto mehr überzeuge ich mich, daß Sie seinen Charakter nicht richtig aufgefaßt haben.

Bravo! sagte Teniers, Hymen hat, wie ich es vorher sah, in Ihrer Fantasie eine Umgestaltung erfahren; der feurige Liebhaber ist zum kühlen Ehemann geworden. Meine Farben sind nicht anders geworden, wohl aber Ihre Idee.

Der Cavalier wollte seiner Frau zu Ehren den Beleidigten spielen; aber er erkannte doch die tiefe psychologische Wahrheit in dem Raisonnement des Künstlers. Er bot ihm die ausbedungene Summe dafür an.

Nein, sagte der Maler; ich habe eine andere Idee. Geben Sie mir einige Tage Frist.

Teniers schuf wieder ein Meisterwerk, wobei die Perspective auf eine wahrhaft überraschende Weise benutzt ward. Er malte ein Bild des Hymen, welches von Weitem gesehen, reizend und anmuthig, von der Nähe dagegen, etwas fauertöpfig aussah.

Der Erzherzog Leopold, welcher die Geschichte dieses Bildes erfuhr, nahm dasselbe in seine Gemälde-Gallerie auf. Tausende von Neugierigen, Verheirathete und Unverheirathete, bewunderten das Bild. Die Art, wie das letztere aufgestellt wurde, war eben so sinnreich, als die dem Bilde zum Grunde liegende Idee. Der Hymen bekam nämlich seinen Platz am Ende einer Gallerie, auf einer kleinen Erhöhung, und um zu dieser zu gelangen, mußte man eine sehr glatte, etwas abschüssige Stufe betreten. Wer dießseits dieser Stufe stand, war entzückt ob der Schönheit und Liebenswürdigkeit Hymens; sobald man aber die Stufe überschritten hatte, war die liebliche Täuschung verschwunden.

Cornille Schut, welcher zugleich Maler, Dichter und Kupferstecher war, theilte mit Rubens und Van Balen die Vormundschaft über Anna Breughel, Tochter des trefflichen Künstlers Breughel. Anna wohnte in Schut's Hause. Da sie schön und liebenswürdig war, so führte er sie oft spazieren, oder zu Rubens und Van Balen, sogar auch an den Hof des Erzherzogs Leopold, wo die Künstler immer sehr wohl gelitten waren. Als er ihr eines Tags den Hymen dießseits der verhängnißvollen Stufe zeigte, kam Deniers dazu. Nach einigen Bemerkungen über das Wetter, über Poesie und Malerei, sagte Deniers zu ihr: Wollen Sie nicht die Stufe überschreiten?

Ja, erwiederte sie, vielleicht ohne zu wissen, was sie sagte.

Ich nehme Sie beim Wort, antwortete Deniers, ihr die Hand bietend.

Anna erröthete, und wollte die Erhöhung nicht beketen. Cornille Schut nahm die Sache mehr als Poet denn als Vormund.

Warum wollen Sie nicht? fragte er lächelnd.

Wozu könnte das nützen, sagte sie, etwas Kühner; sobald man die Stufe überschritten hat, bekommt das Bild eine andere Farbe und einen andern Effect.

Für Sie, und für mich nie! sagte der junge Maler keck; oder vielmehr, ich verspreche Ihnen, sogleich auf diese Seite der verhängnißvollen Stufe zurück zu kehren.

Die Unterredung wurde durch einige neue Besucher der Gallerie unterbrochen. Deniers entfernte sich mit einer galanten Verbeugung. Die schöne Anna hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Am folgenden Tage trat er zögernd, nach langen Umwegen, in Schut's Atelier.

Meister Cornille, fragte Deniers, wollt Ihr mir wohl sagen, wie man's anfängt, einem Mädchen Liebe einzusüßen?

Man muß Verse machen, erwiederte Schut. Seyd Ihr etwa verliebt?

Zum Rasendwerden; mein hoher Herr glaubt schon, ich hätte den Verstand verloren.

Und wer ist die Schöne, die euch den Kopf verrückt hat?

O, Ihr werdet es schon errathen haben, antwortete der junge Maler. Ach, könnte ich nur dichten, wie Ihr!

Ich habe über Anna's Hand nicht zu verfügen, sagte Schut; ich theile die Vormundschaft Rubens und Van Balen. Ich halte sie übr-

gens für ein verständiges, entschlossenes Mädchen! sie kann sich einen Gemahl nach ihrem Sinne wählen. —

Deniers traf einige Tage später mit Rubens zusammen, und fragte ihn, wie man's anzufangen habe, das Herz eines Mädchens zu gewinnen?

Ein Porträt muß man malen, worin sie noch schöner erscheint, als sie wirklich ist, erwiederte Rubens.

O, könnte ich doch malen, wie Ihr! seufzte Deniers; ich würde dann Anna Breughel noch verschönern.

Da wendet Euch an unsern ehrenfesten, verständigen Freund Van Balen, ihren ersten Vormund; als alter Philosoph, der über die Leidenschaften der Weltkinder erhaben ist, wird er Euch sagen, was Ihr in dieser Sache zu thun habt. —

David Deniers begab sich sogleich in das Atelier des alten Malers. Er fand ihn mit einer Copie seines großen Gemäldes „Johannes in der Wüste predigend,“ beschäftigt. Da er den alten jovialen Künstler schon früher kennen gelernt hatte, so legte er ihm seine Frage ohne Umschweife vor.

Wie fängt man's an, das Herz eines Mädchens zu gewinnen?

Man muß sie lieben, erwiederte der alte Maler.

Sie haben vielleicht Recht, sagte Deniers nachdenkend; aber ich liebe Anna Breughel, welche, wie ich fürchte, meine Liebe mit Gleichgültigkeit erwiedert.

Aus den Verhören, welche ein Vormund nach dem andern mit der schönen Anna anstellte, ergab sich, daß sie den galanten jungen Maler keineswegs vergessen hatte. Van Balen hatte auf des letzteren Frage die richtigste Antwort gegeben. Die drei Vormünder hielten unter einander Rath; sie legten das Talent des jungen Künstlers und das Vermögen Anna's, den Verstand des Erstern und die Schönheit der Letztern auf die Wage. Nach langen Debatten wurde für die Heirath gestimmt. Die beiden Liebenden wurden zu einem Gastmahle bei Rubens zusammen geführt; man widerte sich erst eine Zeit lang an Weider Verlegenheit, bis man Deniers endlich eröffnete, er sey eingeladen worden, um seinen Heiraths-Contract mit Anna Breughel zu unterzeichnen.

Dieser Heiraths-Contract befindet sich noch jetzt im Archiv zu Antwerpen.

Die Vermählung fand einige Tage später Statt. Der Erzherzog schenkte seinem Lieblinge Deniers sein Porträt im Medaillon mit einer goldenen Gnadenkette. Diese Kette war eine glückliche Vorbedeutung für den jungen Künstler; seine Vereinigung mit Anna Breughel brachte ihm nur Blumenketten. Die Glücklichen sehen den Hymen nie anders, als dießseits der verhängnißvollen Stufe.

Reg.